

Vortrag von Maria Gast-Ciechomsda  
anlässlich einer Tagung am Germanistischen Institut der Universität Bydgoszcz  
November 2009

### **Wenn Mauern fallen**

Als man mich zu dieser Konferenz eingeladen hat, habe ich lange überlegt, was ich hier sagen könnte. Ich bin vom Beruf Übersetzerin, von historischen Themen zu theoretisieren ist nicht mein Ding. Deshalb möchte ich keinen wissenschaftlichen Vortrag halten, sondern lediglich meine eigenen Erlebnisse und Beobachtungen schildern, die deutsche und polnische Angelegenheiten betreffen: Erinnerungen und Reflexionen über die Solidarność und das Kriegsrecht in Polen sowie über den Aufenthalt in Berlin seit Ende 80-er bis heute - also von der Epoche der Mauer bis zu der wiedervereinigten Stadt und dem wiedervereinigten Deutschland. Es ist eine rein subjektive Betrachtung, ohne jeglichen Anspruch auf Allgemeingültigkeit oder Vollständigkeit.

Wenn die Europäer sich heute an die Revolutionen 1989 erinnern, denken die meisten an den Fall der Berliner Mauer. In Polen fragen wir uns oft, ob die Welt tatsächlich von der Rolle der Solidarność-Bewegung beim Zerfall des sowjetischen Imperiums weiß. Bei den Feierlichkeiten zum 20. Jahrestag des Mauerfalls hat zwar Lech Wałęsa den ersten Dominostein umgekippt; dennoch sind die spektakulären Bilder aus Berlin 1989 durchaus imstande, die Erinnerung an die "Solidarność" zu verdrängen. Denn der polnische Weg zur Demokratie lässt sich nicht auf ein einziges symbolisches Ereignis reduzieren: der Kampf um die Freiheit war ein langer Prozeß. Und übrigens: der Stil der polnischen Debatten von den letzten Jahren über die neueste Vergangenheit hat das Bild unseres Beitrags zum demokratischen Wandel ziemlich ramponiert.

Das ist natürlich nicht gerecht, denn bei der Solidarność-Explosion wirken die Proteste in der DDR mehr als bescheiden. Die Dynamik der Ereignisse sieht man erst auf den Fotos aus dem Sommer 1989, als die Massenflucht und die großen Demonstrationen in Leipzig begannen.

Wem schließlich die Lorbeerblätter für den Sturz des Kommunismus zustehen, könnte man lange diskutieren. Den Polen oder diesen kleinen Widerstandsgruppen in der DDR, die letztlich doch Tausende ihrer Landsleute auf Trab brachten? Oder vielleicht Gorbaczow und seiner Pierestrojka? Die originellste Antwort hierzu gab Arnold Vaatz, früher DDR-Oppositioneller und heute CDU-

Abgeordneter. Er behauptet, all das hätte nur eine zweitrangige Bedeutung: der Fall der Mauer bewirkten vor allem jene 4 Millionen DDR-Bürger, die den Ausreiseantrag gestellt haben.

Um zu verstehen, was wirklich vor 20 Jahren passierte, muß man noch weiter zurückgehen. In den 70-ern haben die Dissidenten in Osteuropa, darunter auch in Polen, die Regeln für die Politik gegenüber den Diktaturen definiert. Bei dieser Herausforderung stellten sie den Staat und die Gesellschaft gegeneinander. Der Staat war degeneriert und opressiv, die Machthaber waren verlogen, heimtückisch und gottlos. Die Gesellschaft dagegen erschien als rein und authentisch. Deshalb waren die richtigen Polen in der Opposition, gingen in die Kirche und lebten in Armut, da sie ja jedes lukrative Karriereangebot ablehnen mußten, denn es war in einem totalitären Staat immer in die Zusammenarbeit mit der Geheimpolizei verwickelt.

Dieses vorteilhafte Bild mag zwar gefallen, aber es war nicht so einfach. Denn die Geschichte der Volksrepublik Polen bedeutete keineswegs eine ständige Revolte gegen das aufgezwungene System. Die 70-er selbst brachten eine gewisse Liberalisierung. Trotzdem konnte man diese Zeit nur schwer ertragen, denn es war auch die Epoche des totalen Zynismus. Im demoralisierten Polen des späten Giereks hat die Partei die Ideologie praktisch aufgegeben. Deren Mitgliedern konnte Marx mit Lenin gestohlen bleiben, sie wollten keinen mehr überzeugen, Moskau sei eine bessere Stadt zum Leben als Paris oder London und eine warme Limonade ein besseres Getränk als Coca Cola mit Eis. Es interessierte sie lediglich, wie sie an der Macht bleiben. Ein Teil der Bevölkerung - man schätzt, ungefähr ein Drittel - schöpfte aus dieser Ordnung Profite. Und für fast den ganzen Rest war die Volksrepublik Polen etwas Gegebenes, womit man sich einfach arrangieren mußte, indem man notwendige Kompromisse einging. Insbesondere die Wohnungsnot drängte Menschen zu Handlungen, die sie sonst nie unternommen hätten (wie im satirischen Lied von Wojciech Młynarski: "vor dem Ressort für Wohnungsbau verneigt sich auch das stolzeste Haupt").

Die Anpassung war auch deswegen nötig, weil die Möglichkeit einer anderen Wirklichkeit schwer vorstellbar war. Dabei trennte jeder sein Verhalten in der Öffentlichkeit von dem im Privaten. In der Öffentlichkeit - in der Arbeit, in der Schule, im offiziellen Umlauf - gab es Themen, über die man nicht sprach. Dafür lebte man zu Hause, mit der Familie, wie in einer anderen Welt. So funktionierten fast alle, sogar der katholische Klerus (bei den Parlamentswahlen haben 90% der polnischen Priester - also diejenigen, die schon aus weltanschaulichen Gründen gegen den

Kommunismus waren - so gewählt, wie es sich die Herrschenden wünschten: ohne von der Partei bevorzugte Kandidaten zu streichen). Und nach 1976, als die Untergrundpresse, zumindest in Warschau, regelmäßig zugänglich war, gab es gar nicht so viele, die sie lesen wollten.

Und dann erfolgte eine Reihe von Ereignissen, die in diesem Zusammenhang wie ein Wunder wirken. Erstens, die Wahl eines Polen zum Papst. Man muß das objektiv zugeben - egal, ob erzkatholisch oder bekennender Atheist. Im Juni 1979 besuchte Johannes Paul II. zum ersten Mal Polen. Es war wichtig nicht nur aus ideellen Gründen, nicht nur wegen jener prophetischen Worte auf dem Warschauer Siegesplatz. Sein Besuch gab den Menschen - dieser Million, die auf dem Platz stand - zum ersten Mal die Möglichkeit, sich außerhalb der Staatsstruktur selbst zu organisieren. Sie fanden sich dort als souveräne, unabhängige und doch disziplinierte Individuen. Und später, während der Streiks im August 1980, war es ähnlich: dieselbe ruhige Entschlossenheit, keiner warf mit Steinen, niemand wurde verprügelt. Es war eine Revolution der neuen Art, etwas grundsätzlich Anderes als eine Aktion der Massen im Amok.

Das ist ein der Gründe, warum die ersten 500 Tage der Solidarność zur Legende geworden sind. Aber nicht der einzige. Denn es muß betont werden, daß man in der Danziger Werft nicht nur die 21 Postulate formuliert, nicht nur andere Normen im öffentlichen Leben gefordert, sondern auch - in Polen unerhört! - für die ganze Streikdauer Alkohol verbannt hat. Unglaublich war die Verbreitung der Bewegung: in den ersten Wochen mehrere zehntausend, nach 3 Monaten - einige Millionen. Dabei, im Zuge der allgemeinen Aktivierung, wurden andere unabhängige Organisationen und Vereine gegründet. All das erscheint heute als ein Raum, wo man gemeinsame Ideen verwirklichte und wo die Selbstlosigkeit blühte: ihr Symbol waren Industriearbeiter, welche für Ärzte und Krankenschwestern streikten, die ja selbst nicht streiken durften.

Das Programm der Solidarność beschränkte sich jedoch nicht auf die Auseinandersetzung mit den Kommunisten. Es wurde ein Prozeß in Gang gesetzt, das Zwiedenken aufzugeben: genug dieser Schizophrenie, wir werden nicht mehr in der Öffentlichkeit das Eine und privat das Andere behaupten, wir werden nicht mehr so tun, als ob wir von manchen Problemen (z.B. von polnisch-sowjetischen Angelegenheiten) nicht wüßten. Man formulierte ein positives Programm der „solidaren Republik“: einer Solidarität, die Klassen-, Weltanschauungs-, Kultur- und sogar

geographische Grenzen sprengte (wie in dem Apell an die Völker Osteuropas). Die Hauptströmung der Solidarność betonte die polnischen Traditionen, aber so aufgefaßt, daß es auch der Aufwertung anderer Nationen diene. Sehr früh haben die Solidarność-Leute gesagt, daß Deutsche das Recht auf eine Wiedervereinigung haben - zur Zeit, als es noch wie ein kompletter Hirngespinnst klang.

Die Zeit der ersten Solidarność ist bedeutend auch wegen des Bündnisses zwischen verschiedenen sozialen Schichten. Es war wie in einer positivistischen Idylle. Die Bildungsschicht, also die Intelligenz, brachte dem Volk bei, wie man sich in Gewerkschaften und in Selbstverwaltung organisiert, unterstützte es mit ihrem Wissen und Freundschaft, realisierte Werte wie Kult der Bildung und der Wissenschaft, Beständigkeit, Professionalität, ehrliche Ausübung der eigenen Mission. Das Volk erschien als rechtschaffen, treu, dazu noch schön und edel in seiner Einfachheit, für jede Hilfe dankbar und, wenn nötig - tapfer.

Das Kriegsrecht 1981 hat all das zwar niedergedrückt, aber nicht ganz. Die Solidarność hat - obwohl unter extrem feindlichen Bedingungen – überlebt, das beste Zeugnis dafür war der Runde Tisch im Jahre 1988.

Für mich persönlich war das Kriegsrecht eine Überraschung - genauso wie die Entdeckung, daß ich für die Militärregierung gefährlich genug war, um interniert zu werden. Zuerst landete ich im Warschauer Gefängnis in Olszynka Grochowska. Die Repressalien dieser Zeit, auch die brutalsten, darf man nicht mit der stalinischen Diktatur gleichsetzen - und gewiß nicht diese leichte Haft. Trotzdem war die Internierung kein Urlaub. Deshalb bedeutete uns jede Unterstützung von außen sehr viel. Ich erinnere mich, daß nach wenigen Tagen Kalina Jędrusik, sehr bekannte polnische Schauspielerin, das Gefängnis besuchte und an der Pforte so laut und so lange gestritten hat, bis man sie schließlich reinließ - samt Paketen mit dringend notwendiger warmer Kleidung und Hygieneartikeln. Am Heiligabend, als wir besonders traurig waren, hörten wir, wie die Züge, die durch den Ort fuhren, uns mit einem speziellen Signal grüßten. Am Neujahrstag kam zu uns überraschend der Kardinal Józef Glemp.

Mitte Januar brachte man uns zum Internierungslager in Gołdap. Es erfolgte eine lange Fahrt in Streifenwagen, mit kurzen Halten an Milizstationen in Elk und Suwałki. Danach fanden wir uns in einem schönen Gebäude mitten im verschneiten Wald: es war das Ferienhaus des polnischen Rundfunks. Im Vergleich mit den Gefängniszellen waren die Zimmer recht komfortabel. Diese

Bedingungen erfüllten allerdings Propagandazwecke: nach Gołdap kamen Vertreter des Roten Kreuzes und ausländische Journalisten. Wir unterstanden aber weiterhin einer Gefängnisordnung und wurden ständig mit Durchsuchungen und Verhören schikaniert. Mein traurigstes Erlebnis fand aber außerhalb des Internierungslagers statt: als eine Wärterin mich zum Arzt nach Gołdap brachte. Es war ein Januarnachmittag, es dämmerte schon, aber nur wenige Straßenlaternen leuchteten, und zwar mit einem schwachen, sparsamen Licht. In diesem Halbdunkeln sah man eine graue, düstere Stadt, Schlamm auf den Straßen, gespenstisch leere Geschäfte und darunter wenige Menschen, die sich wie heimlich vorbeischlichen. Dieser Anblick war sehr deprimierend, insbesondere wenn man noch das rege Leben auf den Straßen von Warschau während des Solidarność-Karnevals vor Augen hatte.

Überhaupt empfand ich die Internierung und das Kriegsrecht als etwas einerseits Dramatisches, andererseits ungewöhnlich Skurilles. Es gab echt groteske Episoden: die Wärterin in Olszynka Grochowska, die uns die Gefängnisregeln vorlas und sich dabei mit allen Kräften bemühte, ernst zu bleiben; die Haft in einem Ferienhaus, das einigen Inhaftierten von früheren Urlaubsaufenthalten bekannt war; bewaffnete Soldaten, die uns bewachten und denen wir in frostigen Nächten durch das Fenster an einem Faden Gläser mit heißem Kaffee herunterließen. Insgesamt etwas Unwirkliches, das Gefühl, daß wir mitten in einem großen Irrtum, in einer falschen Realität lebten, die jeden Moment wie eine Seifenblase platzen kann. Heute denke ich, daß dieser Glaube mir geholfen hat, 7 Monate Internierung einigermaßen gut zu überstehen.

Danach war es für viele von uns nicht möglich, ins normale Leben zurückzukehren. Einige durften nicht weiter studieren oder ihren Beruf ausüben. Es ist auch schwer zu akzeptieren, daß in der Zeit der endlich erkämpften Freiheit viele dieser engagierten Frauen ins politische Abseits abgeschoben wurden. Aber es gab noch Schlimmeres. In vielen offiziellen Lobreden für Frauen von der Opposition oder der Solidarność betont man immer wieder, daß sie dieselben Aufgaben wie Männer erfüllten und einen vergleichbaren Preis dafür zahlten. Es stimmt nicht ganz, für Frauen war der Preis manchmal höher: Ende der Ehe oder Zerfall der Familie. Denn, insoweit es klar war, daß die Ehefrau eines verhafteten Oppositionellen die Rolle der unterstützenden Kampf- und Arbeitsgefährtin zu erfüllen hatte, erwartete man von dem Ehemann einer oppositionellen Frau keineswegs solche Opfer und es schien natürlich, daß er, nach einer gewissen Zeit, mit seiner Geduld am Ende war und sich nach einer neuen Partnerin umschaute: mit anderen Interessen und weniger ausgeprägten politischen Ansichten. Das Thema dieses ungleichen Status (in der

modernen feministischen Sprache) wurde aber damals nicht aufgegriffen. Denn die Solidarność, die gegen die Verlogenheit auf dem politischen Ebene rebellierte, verschwieg viele andere soziale Tabus, die gerade für Frauen von großer Bedeutung waren - wie z.B. häusliche Gewalt oder manche Probleme des Familienlebens, die mit dem offiziellen idyllischen Bild nichts zu tun hatten.

\*

Im Dezember 1987 fuhr ich nach Westberlin, um dort zu studieren. Diese zeitweilige Ausreise verwandelte sich schließlich in die Emigration. Andererseits wehre ich mich vor diesem Begriff, denn er widerspiegelt die Situation nicht genau. Polen war immer zum Greifen nah; seitdem es keine Paß- oder Visumpflicht gibt, verbringe ich dort regelmäßig ein Viertel meiner Zeit, sowohl aus privaten, als auch aus beruflichen Gründen.

Damals aber, im Dezember 1987, als ich mich in Westberlin fand, war der größte Schock nicht die berausende Luft der Freiheit, nicht Geschäfte voller Waren, sondern etwas Alltäglicheres: Gehsteige ohne Löcher sowie pünktliche und schnelle öffentliche Verkehrsmittel. Damit war in jenem strengen Winter sogar der Frost leichter zu bewältigen und der Schnee schien weißer. Die Mauer stand noch wie ein Fels und nichts deutete daraufhin, daß sie bald verschwindet. Auf deren beiden Seiten gab es vollständige, getrennte Städte. Nur ein einziges Mal schoß mir durch den Kopf ein absurder Gedanke, was für eine Molochstadt entstehen würde, wenn die beiden Teile sich einmal vereint hätten.

Aus den Etagenfenstern der Häuser auf der westlichen Seite sah man nachts Lichter der Scheinwerfer, Beobachtungstürme, Stacheldraht und bewaffnete Patrouillien. Die Mauer zerlegte die natürliche Wirklichkeit. Die physische Nähe Ostberlins stand im Widerspruch mit dessen politischer Entfernung. Eine Bekannte hinter der Mauer anzurufen war komplizierter als ein Gespräch mit Übersee. Während der Fahrt mit der westlichen U-Bahn sah man unterwegs stillgelegte Stationen auf der östlichen Seite: auf den Bahnsteigen lagen verworfene Fahrkarten und verbrauchte Verpackungen, außerdem war es ganz leer, als ob die dort verweilenden Menschen von einer Katastrophe überrascht wären, weggefegt wie von einer Neutronenbombe. An diesen Stellen verlangsamten die Züge immer - man sagte, um jederzeit anhalten zu können, falls jemand von oben dorthin gelangt wäre. Das Denkmal in der Nähe des Flughafens Tempelhof dokumentierte eine ungewöhnliche, einzigartige Solidaritätsaktion des Westens: die Luftbrücke, mit deren Hilfe 1961, während der Blockade der Stadt, diese Ausnahme in der Welt der sowjetischen Dominanz erfolgreich verteidigt werden konnte. Und der Grenzübergang Checkpoint Charlie, wo

zu derselben Zeit die Panzer der früheren Alliierten gegeneinander, Lauf in Lauf, standen, machte bewußt, wie dünn in Berlin die Grenze zwischen dem kalten und dem heißen Krieg war. Übrigens eben am Checkpoint Charlie, an der Wand eines Hauses, von der östlichen Seite gut sichtbar, ärgerte die ostdeutschen Wärter viele Jahre lang die große Aufschrift „Solidarność“.

In den 60-ern schrieb Witold Gombrowicz: "Westberlin ist ein Flitter von amerikanischen Schnitt, mit pulsierenden, flackernden und blendenden Neonlichtern. Östlich der Mauer herrscht eine Dunkelheit bis Wladywostok". Stimmt genau, die Stadt war das Schaufenster der westlichen Prosperity, direkt an der Grenze mit dem rückständigen Rußland. Sie war auch - trotz ihrer Größe - beschaulich und irgendwie gemütlich. Denn die Mauer umgab zwar das Gefängnis, zu dem die DDR geworden ist, andererseits aber, paradoxerweise, schien sie, die Insel der Freiheit vor dieser anderen Wirklichkeit zu bewahren. Verglichen mit anderen berühmten Bauten dieser Art war sie damit sowohl die Klage- als auch die Chinesische Mauer, die die Zivilisation vor der Flut der Barbarei schützte. Und als sie endlich fiel, dann wie die Mauer von Jericho: an einem Tag.

In Westberlin lebte man gut dank reichlichen Subventionen aus Bonn. Die Einwohner galten als tolerant und weltoffen, man schrieb ihnen Sympathie für Individualismus sowie ein schärferes Bewußtsein zu: daß sie mehr wahrnahmen als ihre Landsleute im Westen. Nicht zufällig wurde diese Stadt zunächst zum Zentrum der Revolte von 1968 und dann des alternativen Lebens. In Westberlin begannen die Nächte früh und endeten spät, es war der europäische Big Apple, der nie schläft. Es war auch eine kulturelle Großmacht, sowohl bezüglich der klassischen als auch vor allem der modernen Kunst. Denn exzentrische künstlerische Ideen konnten besonders treffend die Atmosphäre einer geschlossenen Stadt wiedergeben: einer Stadt mit Paragraph 51, ständig unsicher hinsichtlich des eigenen Fortbestehens.

\*

Im Juni 1989 haben die Polen dem restlichen Ostblock gezeigt, daß man den Kommunismus auch mit einem Stimmzettel zu Fall bringen kann. Aber in Berlin erschien die Avantgarde der polnischen Veränderungen bereits früher: 1988, in Gestalt der Straßenhändler. Nachdem die Visumpflicht aufgehoben worden war, kamen sie in Scharen und boten ihre Waren auf dem sogenannten Polenmarkt in der Nähe der Philharmonie an; so schufen sie die Grundlagen ihrer neuen, schon kapitalistischen Existenz. Diese Händler wurden oft kritisiert, auch von der polnischen Opposition. Und doch war ihre Aktivität auch ein Protest, ein Zeichen, daß sie mit der Armut und

Perspektivlosigkeit nicht einverstanden waren. Die Atmosphäre um den Polenmarkt gab der damals populäre Song der polnischen Rockband Big Cyc wieder:

<p><i>Jakaś karafka, stary zegarek Trzeba zarobić te parę marek Renta, stypendium, wyżyć się nie da Tu kupisz, tam sprzedasz, nie weźmie cię bieda.</i></p>	<p><i>Eine Karaffe, eine alte Uhr, ein paar Mark dazuverdienen. Von der Rente, vom Stipendium kann man nicht leben. Hier kaufen, da verkaufen, so wirst du der Armut ein Schnippchen schlagen.</i></p>
<p><i>Berlin Zachodni, Berlin Zachodni Tu Polak stoi co drugi chodnik Za każdym rogiem czai się Turek Sprzedasz mu wszystko, tylko nie skórę.</i></p>	<p><i>Westberlin, Westberlin, hier steht jeder zweite Gehweg ein Pole, hinter jeder Straßenecke lauert ein Türke, dem kannst du alles verkaufen, bis auf die Haut.</i></p>
<p><i>Nasza bieda nasz rozgrzesza Polski handel, Trzecia Rzesza /.../</i></p>	<p><i>Unsere Armut rechtfertigt uns, polnischer Handel, Drittes Reich /.../</i></p>
<p><i>Pilsnera wypić trzema łykami Opylić fajki, kupić salami Gdy Polizei, to dawać chodu Wrócisz do kraju, będziesz do przodu A w jeden dzień zarobisz tyle Co górnik w miesiąc w trudzie i pyle.</i></p>	<p><i>Pilsner in drei Schlucken trinken, Zigaretten verhökern, Salami kaufen. Wenn Polizei kommt, abhauen. In Polen zurück bist du ein gemachter Mann. Denn hier verdienst du an einem Tag soviel wie in Polen ein Bergmann im ganzen Monat, und zwar mit Mühe und im Staub.</i></p>

An jenem erinnerungsträchtigen 9. November feierten wir den Geburtstag einer Freundin aus dem Studentenwohnheim. In einem gemütlichen italienischen Restaurant in Wannsee hatten wir keine Ahnung, was passierte. Zurück im Wohnheim, spät in der Nacht, irritierte uns eine Nachbarin mit sensationellen Neuigkeiten, die wir als einen schlechten Scherz ignorierten und sofort schlafen gingen. Erst am nächsten Morgen zeigte sich, was wir verpennt haben: die Berliner veränderten die Welt, ohne sich von der Stelle zu rühren, nur mittels eines Lochs in der Mauer. Dieses Loch habe ich übrigens bald eigenhändig etwas vergrößert, indem ich mich dorthin mit einem Hammer

begab und ein grün bemaltes Stück abspaltete. Insofern wurde, auch mit meiner bescheidenen Hilfe, die Demontage der Mauer - zunächst amateurhaft, dann fachgerecht - eingeleitet und die Liste deren Opfer geschlossen. Und was wäre, wenn die Mauer damals nicht stürzte, wenn während jener Pressekonferenz der italienische Journalist die berühmte Frage nicht gestellt hätte und Günter Schabowski die Zunge im Zaum besser halten könnte? Im Völkerherbst fielen mehrere kommunistische Regimes, eines nach dem anderen, dennoch es ist wohl möglich, daß die DDR sich noch lange dem Wandel widersetzt hätte und jahrelang ein politisches Museum bliebe - wie Weißrußland, aber ungleich gefährlicher.

So oder so, nach jenem 9. November und überhaupt nach 1989 fanden wir uns in einer völlig anderen Wirklichkeit wieder: sehr oft nicht im Einklang mit unseren Erwartungen. Nach 20 Jahren darf man schon Schlußfolgerungen ziehen und es bietet sich geradezu an, die polnische und die deutsche Lektion zu vergleichen.

Zu Polen: wir sind seit 1989 als Staat wirklich unabhängig, es herrscht bei uns Demokratie und Freiheit. Polen gehört zur NATO und zur Europäischen Union, kann sich an der globalen Wirtschaft und Entwicklung beteiligen. Seit 20 Jahren haben wir zum ersten Mal seit Menschengedenken sichere Außengrenzen. Man darf also sagen, die Solidarność hat gewonnen.

Aber in diesem epochalen Sieg verbirgt sich eine große Niederlage. Denn als soziale Bewegung und als Gewerkschaft hat die Solidarność ihre Ziele nicht erreicht. 30 Jahre nach dem August 1980 ist die gesellschaftliche Situation in Polen größtenteils das Gegenteil der Hoffnungen von denjenigen, die sich damals für die Veränderungen eingesetzt hatten.

Angestrebt war eine solidare und egalitäre Gesellschaft - es gibt Ungleichheit und Armut. Angestrebt war die Selbstverwaltung und soziale Aktivität - es gibt nur geringe Beteiligung an den Institutionen der Zivilgesellschaft. Man wollte eine soziale Marktwirtschaft - es herrscht die Ideologie des Neoliberalismus in einer ziemlich primitiven Version: mit naivem Glauben an den Markt, was dazu führt, daß er auch da installiert wird, wo er sich nicht bewährt oder Regulationen erfordert. Es wird gesagt, 1989 hatte jeder eine Chance und einige haben sie genutzt, andere nicht. Das ist nicht wahr: viele hatten so eine Chance nie und konnten gar nicht. In einer solidaren Gemeinschaft sind die Gewinner verpflichtet, sich für die Lage der Verlierer zu interessieren. Bisher ist jedoch keine größere soziale Bewegung für die Chancengleichheit entstanden.

Nach 1989 verwandelte sich die Solidarność in eine konfessionelle, rechte politische Gruppierung. Zahlreiche Oppositionelle wurden zu Staatsfunktionären; an der allgemein bekannten "Ausstattung der Nomenklatura", also der unrechtmäßigen Übernahme attraktivster staatseigener Betriebe durch kommunistische Direktoren, waren auch manche Gewerkschaftseliten, auch von der Solidarność, beteiligt - genauso wie am Kampf um Privilegien. Ein Beispiel dafür sind beharrliche Forderungen der Aktivisten von Bergmannsgewerkschaften, ihre Arbeit in der Gewerkschaft als genauso schwer wie die Arbeit unter Tage anzuerkennen (was sie bei der Rente besonders begünstigen würde).

Um die Privilegien der eigenen Berufsgruppe zu behalten, wird vorwiegend selbst das Symbol der Solidarność mißbraucht - wenn sich seiner z.B. demonstrierende Arbeiter bedienen, die dabei die Stadt demolieren. Obwohl der Kampfgeist viel nötiger da wäre, wo tatsächlich Arbeitnehmerrechte systematisch verletzt werden (z.B. in oft beschriebenen Supermärkten).

Man kann die Schuld entweder auf äußere Umstände (vor allem das Kriegsrecht, das die ursprüngliche Kraft der Bewegung zerschlagen hat) oder auf falsche Zielsetzung schieben. Und im Letzteren liegt wohl das Problem. In den 80-ern herrschte die Ansicht, es gäbe bereits eine Grundlage, auf die man sich stützen kann, um den Wandel einzuleiten: die von Natur aus gute Gesellschaft, in Harmonie vereint. Sie kennt keine Diskrepanzen, die zum Streit führen könnten, denn sie stützt sich ja auf Moral und Tugenden, nicht auf Teilung von Reichtum und Macht. So lange der Kampf andauerte, konnte man Konflikte ignorieren, aber nach 1989 war das nicht mehr möglich. Zu Wort meldete sich das freie Volk, unzählige Subjekte, oft mit extrem widersprüchlichen Interessen. Und hier erwies sich die Solidarność als völlig ratlos. Die Erwartungen bezüglich der Einigkeit führten zur Enttäuschung und zum großen Mißtrauen gegenüber allen gemeinsamen Projekten: ist die Gemeinschaft nicht vollkommen, dann soll es sie gar nicht geben. Und die praktische, alltägliche Bedeutung der Solidarność als Solidarität - z.B. Verantwortung für seinen Umfeld übernehmen - konnte sich in den zwei vergangenen Dekaden nicht wirklich durchsetzen.

Der letzte Nagel im Sarg der Solidarność war deren Umgestaltung in einen Mythos, ein Denkmal. Das hat sie endgültig von den Herausforderungen der Zeit isoliert. Da sie ihre Schuldigkeit getan hat (der Kommunismus wurde gestürzt), soll sie weiter auf dem Sockel stehenbleiben. Und so

lange sie da steht, wird die ganze - im besten Sinne des Wortes - utopische Botschaft, die sie innehatte, die existierende Situation, darunter auch die existierenden Mißstände, rechtfertigen. Davon gibt es nicht wenig: seit eh und je gab es bei uns Ungerechtigkeiten, die nicht unbedingt aus dem Totalitarismus resultierten, z.B. die Geschlechterfrage. Derartige Probleme wurden aber bestenfalls mit Achselzucken abgetan, als nicht ernst genug gegenüber dem echten Kampf um die Freiheit. Die Befreiung vom Kommunismus war das einzige Ziel. Und da er gefallen ist, gibt es jetzt keinen Grund, noch irgendwas zu fordern.

Interessante Schlußfolgerungen resultieren auch aus deutschen Erfahrungen. Wer heute nach Deutschland, insbesondere nach Berlin, kommt, dem wird eine eigenartige Renaissance der DDR auffallen - beginnend bei Artefakten bis zu Lokalen, die in ihrem Stil an die vergangene Epoche erinnern. Es wird für nostalgische Veranstaltungen geworben, z.B. Ostsee-Kreuzfahrten mit Auftritten der DDR-Rockbands und DDR-Modenschauen. Trabante auf der Straße werden enthusiastisch begrüßt, man organisiert sogar extra Ausflüge, um dieses Auto zu fahren und dabei kommunistische Plattenbausiedlungen zu besichtigen. In Berlin selbst wurde die Mauer zur touristischen Attraktion, genauso wie Wanderungen auf der Mauerroute und Mauer-Souvenirs (Unter den Linden kostet ein großes, buntes Stück Mauer 400-1500 Euro). Die Mauer wird auch in Form unzähliger Gadgets angeboten (neulich als Papierbeschwerer und als Matratze).

Neben diesen harmlosen Sehnsüchten kommen andere, viel gefährlichere, zum Ausdruck. Wäre die Bundesrepublik Deutschland als Staat politisch weniger stabil, könnte man sogar befürchten, der Hydra wachse ein neues Haupt nach. Denn alte Kommunisten treffen und feiern sich, Margot Honecker spricht über das Jahr 1989 als Verrat und ehemalige Stasi-Funktionäre gründen Vereine und organisieren Demos, in denen sie fordern, ihre Leistungen anzuerkennen und sie besser zu behandeln. Aus den Büchern von Stasi-Offizieren, die in den letzten Jahren herausgegeben worden sind, könnte man eine ordentliche Bibliothek zusammenstellen. All diese Menschen sind stolz auf ihre Arbeit und behaupten, lediglich um die historische Wahrheit zu kämpfen. Sie erzählen über die DDR als über ein glückliches Land, wo Gerechtigkeit herrschte, die Menschen zufrieden waren und ihre Regierung liebten.

Das ist natürlich nur ein Randphänomen - dennoch sind solche Ansichten, wenn auch nicht so radikal, relativ verbreitet. Vor einem Jahr hat der deutsche Satiriker Martin Sonneborn den Dokumentarfilm "Heimatkunde" gedreht. Im Film wandert der Regisseur der ehemaligen Mauer

entlang und spricht mit Menschen, den er unterwegs begegnet. Aus diesen Gesprächen folgt, daß viele im Osten den Fall der Mauer mit wirtschaftlichem Kollaps und Massenarbeitslosigkeit verbinden, was sie dazu bringt, die DDR herbeizusehnen. Manche verbergen kaum ihre Abneigung gegenüber der Demokratie und beschwerten sich, daß 20 Jahre nach der Wende die neuen Bundesländer den westlichen Standard noch nicht erreicht haben. Sie sind frustriert, daß ihr Lebenswerk abgewertet wird, und überzeugt, daß die Darstellung der DDR zu einseitig ist. Junge Osis, die die Vergangenheit nur aus Erzählungen ihrer Eltern kennen, behaupten, unter Honecker sei das Leben gar nicht so schlecht gewesen, und haben Probleme, die Frage zu beantworten, in welchem Teil Deutschlands vor 1989 eine Diktatur herrschte. Ein der Gesprächspartner erklärt, die Wessis erkenne er daran, daß sie arrogant und eingebildet seien.

Ihrerseits äußern auch jene arrogante und eingebildete Wessis ihre Skepsis. Sie sprechen nicht mehr über Brüder und Schwestern aus dem Osten, sondern über Jammerosis. Man kann nicht erwarten, daß all die Vorurteile schnell verschwinden, denn fast jeder 2. Wessi war noch nie im östlichen Deutschland. In den ärmeren westlichen Teilen dagegen erinnert man sich nostalgisch an die Bonner Republik, die auf dem Altar der Wiedervereinigung geopfert wurde und in der man im Wohlstand, sicher und viel schöner lebte als heute.

Auch in der deutschen Hauptstadt spürt man diesen Konflikt. Das Besondere an Berlin war der Kampf zwischen den Systemen und diese Auseinandersetzung läuft immer noch - aktuell mit dem Resultat zu Ungunsten des Westens. In einigen westlichen Vierteln ist die Arbeitslosigkeit zur Zeit höher als im Osten. Alle bedeutenden Investitionen realisiert man im Osten oder, bestenfalls, auf dem Gebiet der ehemaligen Mauer. In Westberlin haben der Bahnhof Zoo und Kurfürstendamm den Rang des unbestrittenen Stadtzentrums verloren. Die Theater im Westteil sollen geschlossen werden und dortige alternative Wohnviertel verfallen. Das ganze Kulturleben zieht nach Osten über, in Stadtteile wie Prenzlauer Berg, Friedrichshain und Mitte (böse Zungen behaupten, in Mitte gebe es heute mehr Kunstgalerien als Müllkörbe). Im Ostteil wurden neulich große Museen restauriert, auch dort entstand der neue futuristische Potsdamer Platz und, nicht weit von ihm entfernt, das monumentale Holocaust-Denkmal. Renoviert wurde die Allee Unter den Linden sowie Friedrichstrasse, die Umgebung von Gendarmenmarkt und Alexanderplatz. Auf der östlichen Seite steht der größte und modernste Bahnhof Europas. Diese Orte gelten heute als das Herz von Berlin. Und der preußische Reichstag, mit einer modernen Glaskuppel bedeckt, wurde zum Symbol der wahren Demokratie. Die durchsichtige Bedachung steht für die Transparenz der

Politik; die Besucher, die auf den Galerien, hoch über den Politikern, spazieren, demonstrieren so buchstäblich ihre Souveränität über die Staatsmacht, die ihnen dienen soll.

Die um eine Idee vereinte Gemeinschaft, deren Existenz man in Polen beschwörte, hat auch in Deutschland keine Daseinsberechtigung. Nach einer kurzen Euphorie 1989 wurde den Deutschen im Ost und West wieder bewußt, wieviel sie trennt. Schaut man sich die Berliner genau an, merkt man, daß die vom Westen sich anders benehmen, anders kleiden und andere Redewendungen benutzen. Und diese vom Osten bestehen beharrlich auf ihre Werte und Lebensart. Sie haben nicht zugelassen, daß in ihrem Stadtteil Straßenbahnen abgeschafft werden; sie lesen keine westliche Presse; sie wollen nicht mal Brötchen von Westen essen, da sie ihre eigenen besser finden.

Und die Moral von dieser bestehenden Spaltung in Ost und West? Erstens, die deutschen Probleme mit der Vergangenheit beschränken sich nicht nur auf die Vertreibung. Die Erfahrung Berlins zeigt in kleiner Skala, wie in einem Laborversuch, die Dimensionen von Unterschieden, die infolge der langjährigen Teilung des Kontinents entstanden sind: in der Mentalität, in den Haltungen, im Denken und Fühlen. Es hört nicht automatisch auf, nachdem man Panzer zurückgezogen und das oppressive System aufgehoben hat. In Berlin strengt man sich ehrlich an, daß das, was zusammengehört, auch zusammenwächst; trotzdem wird die Stadt gewiß noch lange die Konsequenzen ihres ungewöhnlichen Schicksals tragen. Denn sollte Hannah Arendt recht haben - in ihrer Definition der griechischen *polis*, für deren Hauptmerkmal sie nicht die Infrastruktur, sondern auf einem Ort zusammenwirkende Menschen und Beziehungen unter ihnen hält - dann drängt sich eine pessimistische Konklusion auf, Berlin werde vielleicht erst dann zu einem Organismus, wenn alle, die sich an die Mauer noch erinnern können, gestorben sind.

\*

Das heutige Berlin ist eine kosmopolitische Stadt. Neben vielen anderen Nationalitäten leben hier ca. 100 Tausend Polen. Ihre Präsenz fällt auf - sowohl positiv, als auch negativ. Gut präsentieren sich polnische Firmen, schlechter - die offizielle Vertretung. In der besten Lage Berlins, nah am Brandenburger Tor, spukt seit einiger Zeit das verlassene, marode Gebäude der polnischen

Botschaft, aktuell benutzt als Stange für politische Banner. Die in diesem Zusammenhang gezeigten Bilder der heroischen Vergangenheit - wie die Solidarność und die Wahlen vom 4. Juni - ärgern unsere Landsleute und bringen die deutschen Beobachter zur Reflexion, Polen können vielleicht Imperien zu Fall bringen, jedoch seien sie nicht imstande, eine kompromittierende Bruchbude abzureißen und ein neues Haus zu errichten, das einer großen europäischen Nation würdig wäre.

Da die polnische Gruppe in Berlin relativ zahlreich ist, könnte man dort einen starken Sektor polnischer Verbände erwarten. So ist es aber leider nicht, generell ist die Kondition polnischer Organisationen in Deutschland nicht gut. Unzureichend ist die Professionalisierung, genauso wie die Fähigkeit, mit deutschen Partnern zu kooperieren. Und das ist von großer Bedeutung: Berlin ist von der Grenze zu Polen nur ein paar Dutzend Kilometer entfernt, Warschau ist die Hauptstadt, die Berlin am nächsten liegt, aber bei mangelnden authentischen Kontakten ist das nur eine geographische, nicht politische Tatsache. In dieser Situation sagt die Erfahrung, daß am besten gemischte Vereine funktionieren: Polen und Deutsche, die sich für Polen interessieren. So arbeitet auch die Frauenorganisation, deren Vorsitzende ich seit einem halben Jahr bin: die Fraueninitiative Berlin-Warschau.

Aktuell sind wir 27, vorwiegend Deutsche, Vertreterinnen von verschiedenen Alters- und Berufsgruppen. Uns verbindet das Interesse an Polen. Die Begegnungen mit Polen fanden für manche bereits in der Kindheit, für die anderen später oder erst nach 1989 statt. Die Geschichte des Vereins widerspiegelt die Geschichte Polens und Deutschlands der letzten Jahrzehnte. Im Herbst 1990 organisierte Christa Vielhauer, eine Frau aus Berlin, einen Vortrag der polnischen Soziologin Grażyna Firlit-Fesnak. Der Vortrag hatte den Titel "Frau als Objekt der Manipulation. Die Rolle der polnischen Frau in der Familie, im Beruf und in der Gesellschaft". Die deutschen Hörerinnen konnten sich überzeugen, wie wenig sie über das Land wissen, das nach dem Fall der Mauer in solche Nähe Berlins rückte, und wie sehr die deutsch-polnischen Beziehungen durch Stereotypen belastet sind. Es wurde ihnen klar, daß nur direkte Begegnungen diesen Stand der Dinge ändern und in wirklichen Kontakten münden können. Im Oktober 1991 sind 18 Frauen aus Berlin zum ersten Mal nach Warschau gefahren, wo sie sich mit polnischen Frauenorganisationen getroffen haben. Um die Finanzierung von solchen Treffen zu sichern, hat man im November 1992 in Berlin den Verein Fraueninitiative Berlin-Warschau gegründet und offiziell registriert.

Der erste Punkt der Zusammenarbeit mit den Polinnen war karitative Hilfe, vor allem

Kleidertransporte. (Heute machen wir das nicht mehr, weil die Bedürfnisse in Polen anders sind). Seit 1995 organisiert der Verein jedes Jahr im Wintersemester eine Vortragsreihe mit deutschen und polnischen Referenten: die Vorträge betreffen polnische Geschichte und Kultur, deutsch-polnische Beziehungen und soziale Fragen. Im Sommer organisieren wir Reisen zu verschiedenen Regionen Polens. Wir realisieren auch editorische Projekte, wie z.B. das zweisprachige Buch "Nahaufnahmen" - geschrieben von Mitgliedern der Fraueninitiative und Vertreterinnen der befreundeten Organisationen aus Polen.

Zusammen mit polnischen Partnern veranstalten wir Seminare über die weit aufgefaßte Frauenpolitik (zuletzt zwei über die Gleichstellungspolitik in beiden Ländern). Voriges Jahr realisierten wir ein Projekt unter dem Titel "Herstorie - Erinnerung der Frauen": über Deportationen der polnischen und deutschen Zivilbevölkerung während und nach dem 2. Weltkrieg (diese Problematik halten wir für zu wichtig, um es alleine einer Erika Steinbach zu überlassen). Das Ziel war, diese Ereignisse aus der weiblichen Perspektive zu zeigen sowie das deutsche Publikum mit dem in Deutschland leider wenig bekannten Thema der Vertreibungen von Polen durch Deutsche bekannt zu machen. Im Rahmen des Projekts wurden Berichte von deutschen und polnischen Frauen gesammelt, das gesammelte Material bearbeitet und in zweisprachiger Version als DVD herausgegeben.

Ein besonderer Punkt unserer Aktivität heißt Sosny. Es ist ein Ort im Landkreis Gorzów, in der Nähe der Stadt Witnica, mit malerischer Lage zwischen Wäldern und Seen. Es besteht aus einem alten Palast- und Parkkomplex: Vorwerksbauten, einem klassizistischen Palast sowie einem Gutspark. Bis 1945 hieß Sosny Charlottenhof und gehörte der Familie von Klitzing. Es ist auch der Geburtsort eines unserer Mitglieder: Annema von Klitzing. Nach der Flucht aus Charlottenhof 1945 im Alter von 12 Jahren sah sie ihre Heimat erst 1976 wieder. Sie wurde aber nicht gut aufgenommen: die neuen Bewohner hatten vor ihr Angst. Später kam sie dorthin noch einige Male, man hat sie aber nie reingelassen. 1999 erfuhr sie, daß das Gut von Joanna Marciniak, einer Polin aus Wrocław, gekauft wurde, die sich für die Rettung der heruntergekommenen Bauten einsetzte. Die ehemalige und die heutige Besitzerin von Sosny begegneten sich und freunden sich an. Schließlich hat Joanna, aktuell auch Mitglied unseres Vereins, Annema das zweite Schlüsselpaar zum Haus ihrer Kindheit gegeben. Inzwischen haben dort bei der Renovierung Freiwillige aus Deutschland und Polen zusammengearbeitet. In diesem Ort organisieren wir - zusammen mit dem dort neulich gegründeten örtlichen Verein - Werkstätte, Konzerte und Veranstaltungen für Kinder. Das bietet viele Gelegenheiten zu deutsch-polnischen Kontakten und läßt merken, daß jüngere

Generationen für Ressentiments nicht mehr viel übrig haben. Für sie zählt die gegenseitige Sympathie, manchmal Pragmatismus - die Geschichte jedoch deutlich weniger.

Ich gab meinem Beitrag den Titel "Wenn Mauern fallen". Die Berliner Mauer gibt es zwar nicht mehr, aber zwischen Deutschland und Polen sowie auf dem ganzen Kontinent bestehen in verschiedenen Orten weiterhin Mauern in den Köpfen, Wohlstandsmauern, Mauern zwischen dem alten und neuen Europa. Über sie spricht man relativ oft. Deshalb möchte ich daran erinnern, daß in einigen Orten dieser Welt nicht nur metaphorische, sondern auch durchaus konkrete Mauern stehen. Zum Beispiel in Israel, um den Gazastreifen, oder in Nikosia, zwischen der griechischen und türkischen Hälfte dieser immerhin europäischen Hauptstadt. Die politischen Spannungen in den beiden Regionen lassen leider nicht hoffen, daß jene Schande aus Beton bald verschwindet. Aber auch in Berlin war es ja nicht anders, man hatte kein schnelles Ende erwartet, und manche verbürgten sich noch 1989, die Mauer werde 100 Jahre bleiben...

Ein Glück, wenn wir uns in Bezug auf Zypern und den Nahen Osten genauso irren könnten.